

(Nachdruck verboten.)

4]

Strandgut.

Von Ernst von Wolzogen.

Thorsten war in Verjuchung, abermals dem unschuldigen Fische seine Meinung handgreiflich darzutun; doch er besann sich eben noch rechtzeitig auf Thyras Verwarnung und begnügte sich damit, die Augen fürchterlich zu rollen und einen ganz erschrecklichen Fluch zwischen den geschlossenen Zähnen hervorzustoßen. Und dann knirschte er weiter: „So, Kaptein, und was wollen Sie damit sagen, bitte? Etwa, daß nun die Tochter es gerade so machen müsse mit ihrem Zukünftigen, wie Ihre Frau es mit Ihnen gemacht hat? Eben haben Sie doch ganz anders von Ihrer Thyra geredet! Wissen Sie, wie ich das finde, Kaptein, wenn ein Vater sein eigen Fleisch und Blut verleumdet?“

„Ach was denn, Fleisch und Blut! Nein, meine Frau hat mir, Gott sei gedankt, kein Kind hinterlassen, das ihren Leichtsinns hätte erben können!“

„Wie! Und Thyra?“ forschte Ole hastig.

„Da Sie einmal so viel wissen,“ flüsterte der Feuermeister dicht an Thorstens Ohre, „so sollen Sie auch erfahren, was hier sonst kein Mensch weiter weiß: Thyra ist gar nicht meine Tochter, so wenig wie Tante Petra dort meine Schwester ist.“

„Nicht Ihre Tochter? Wer ist sie denn?“

„Strandgut, so gut wie Sie, Ole Thorsten,“ verzetzte der Alte mit bebender Stimme. „Und die kleine Frau dort ist ihre Mutter, ihre leibliche Mutter! Aber Thyra hat keine Ahnung davon; es würde ihr zu nahe gehen, sie täglich vor sich sehen zu müssen, wenn sie wüßte, daß es ihre eigne Mutter ist — wahnsinnig geworden in der Schreckensnacht, als sie ihren Mann vor ihren Augen umkommen sah und ihr einziges Kind auf dem alten Klavier da durch die böse See schwimmen!“

„Auf dem Klavier?“

„Ja, ja — hören Sie nur, Thorsten — Herr Gott im Himmel, den Tag vergeß' ich nie, und wenn ich hundert Jahre alt werde!“

Da trat Thyra mit dem Frühstück herein, und sofort verstummte der Alte und rückte, wie bei einem Unrecht ertappt, verlegen bis mitten auf das Sofa. Dem Mädchen entging natürlich die Befangenheit und Unruhe der beiden Männer nicht. Sie beobachtete beide mit verstohlenem Lächeln, während sie anmutig die Wirtin machte. Doch es half ihr wenig, daß sie ihrem Pflegling die appetitlichsten Butterbrötchen strich und eifrig zum Essen einlud, beide waren urplötzlich ihres ganzen schönen Appetits und, wie es schien, auch gar noch der Sprache verlustig gegangen. Mit funkelnden Augen trank Ole Thorsten ihr „Staal“ zu und leerte hastig sein Glas, und der Vater that auf Oles Gesundheit das Gleiche und machte eine Bemerkung über Herkunft und Alter seines Portweines. Sonst aber waren nur einzelne Silben aus den langweiligen Mannsleuten herauszuloden. Mit einem hoffnungslosen Seufzer gab Thyra endlich den Versuch auf, Leben in diese Frühstücksgesellschaft zu bringen. Und halb im Ernst sagte sie: „Hör', Vater, meinst Du nicht auch, wir thäten gut, Herrn Thorsten wieder ins Bett zu stecken? Wer nicht essen kann, gehört auch noch nicht an einen gedeckten Tisch. Und gezankt habt Ihr Euch auch schon wieder, leugnet mir nicht! Das ist aber hier oben auf dem Turm streng verboten; besonders im Winter, wenn es kein Davonlaufen giebt!“

„Laß gut sein, Kind!“ mehrte der Alte ab. „Hier war von Zanken nicht die Rede; ich habe nur alte Erinnerungen aufgefrißt, und das . . . das hat uns beide ein bißchen trüb gestimmt. Komm, sing uns was Lustiges vor, dann kommt am Ende auch der Appetit wieder.“

„Ach ja, bitte thur Sie das, Fräulein Thyra!“ bat Ole, indem er sich erhob und auf sie zuing. Und dann setzte er leiser, seinen Mund ihrem Ohre nähernd, hinzu: „Darf ich wohl dabei dort drin in Ihrem Zimmer sitzen? Es ist nicht, daß mich die Töne aus der Nähe so angreifen, aber — es ist eine dumme Schwäche, ich schäme mich fast, es zu sagen — Tante Petras Blick — ich weiß nicht, was es ist . . . aber mir steigt dabei alles Blut zu Kopfe, und ich kann die Hände nicht still halten, wenn sie mich so starr ansieht.“

Thyra lachte mitleidig und sagte: „Nun, dann kommen Sie, nervöser Walfischjäger. Ah, sehen Sie nur, wie Tante Petra Ihnen nachschaut! Sieh doch, Vater, sie ist ja ganz aufgeregert! Sie haben uns Tantchen bezaubert, Sie Isländer Hexenmeister! Was ist das nur? Gewöhnlich bemerkt sie es doch kaum, wenn ein Fremder im Zimmer ist.“

Ole wandte den Kopf und gewahrte, wie die Kranke sich abmühte, um ihre Lage so zu verändern, daß sie ihn sehen könne. Dabei reckte sie den Hals so tief und weit vor, daß das in blöder Milde lächelnde Gesichtchen just unter den Seitenwangen des Großvaterstuhles hervorlugte. Ole stoh beinahe vor ihrem sehnsüchtig suchenden, starren Blick und schritt, von Thyra unterstützt, so rasch seine Schwäche es ihm erlaubte, ins Nebenzimmer.

Dort war des jungen Mädchens enges, trauliches Puppenheim, vollgepfropft von allerlei nützlichem und unnützem, meist wertlosem, aber zierlichem Kleinram von Körbchen, Büchsen, Bäschen, Gläsern und Porzellanfiguren, Bilderrahmen, Poesiebüchern, Albums und dergleichen mehr, und fast zur Hälfte erfüllt durch einen bizarr gewundenen, knorrigen Baumstamm mit vielen eben solchen, und wie der Stamm dunkel gebeizten und lackierten Zweigen, auf denen zahlreiche Standplätze für Blumentöpfe angeordnet waren. Der Silberschrank, der kleine Schreibtisch und ein Nähtischchen bildeten die übrige Möbelausstattung. Hell, warm und sauber war es in dem drolligen Stübchen, wie es sich für ein stimmungsvolles Mädchenheim auch so gehört.

In einem leichten Korblehstuhl ließ sich Ole Thorsten matt hineingleiten. Er hielt seine schöne Pflegerin noch an der Hand fest und flüsterte: „Laß mich Dir in Deine blauen Augen sehen, Thyra, daß ich das Grauen los werde. Die arme Frau, sie hat vielleicht einmal ebenso schöne, frohe Augen gehabt wie Du, und nun . . .!“

„Ja, sie soll sehr schön gewesen sein, sagt Vater. Wenn sie schläft, kann sie manchmal auch heute noch ordentlich hübsch und rührend gut aussehen.“

Er legte sanft einen Arm um ihre Hüfte und zog sie an sich. „Ach, Thyra,“ flüsterte er ohne allen Uebergang mit bebender, leiser Stimme, „wirft Du mich denn nie lieben können?“

Sie machte sich mit einem neckischen Seufzer von ihm los: „Herr Bruder Ole, Sie sind ein großes Kind. Sie werden ohne Gnade und Barmherzigkeit wieder ins Bett gesteckt!“ Und als der Vater in diesem Augenblick gleichfalls hereintrat, fügte sie laut hinzu: „So, und nun will ich singen: nicht etwa, damit Ihr besser schwagen und streiten könnt, Ihr Unholde, sondern nur, damit Tante Petra auf andre Gedanken kommt.“ Damit lief sie hinaus, und gleich darauf ließ sie auch schon das gewünschte lustige Lied erschallen.

Der Feuermeister hatte sich einen Stuhl dicht neben Ole gerückt, denn er dachte sich wohl, daß der nicht wenig begierig sein werde, sein Geheimnis baldmöglichst zu erfahren. Und so wartete er denn nur noch, bis der Gesang recht flott im Zuge war, und nahm dann, selbst ungeduldig und erregt, den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Also, was ich sagen wollte. Es war schon so eine halbe Stiege Jahre vergangen seit der sauberen Geschichte mit meiner Frau; ich war ein Mann von achtunddreißig Jahren geworden inzwischen. Von den Weibern wollte ich im Ernste nichts mehr wissen und hatte für meine Zukunft keine andren Pläne und Erwartungen mehr, als daß ich fortan mit der See verheiratet wäre und darauf leben wollte, bis einmal die Reihe an mein Schiff käme und ich d'ran glauben müßte. Sechzehn Jahre sind es jetzt her — wir kamen wieder einmal von Rio Janeiro zurück — da hatten wir im Kattegatt einen schweren Sturm zu bestehen. Meine schmucke Brigg hielt das Wetter aus, aber böse zugerichtet wurde sie doch: wir mußten den Großmast fappen und samt dreiviertel der Takelage über Bord gehen sehen. Gegen Morgen flaute der Wind plötzlich ab und als die Sonne aufging, war's ganz still geworden, und wir sahen zu unserm Schrecken, daß wir bedenklich nah an die jütische Küste, so etwa zwei, drei Meilen südlich vom Limfjord-Eingang getrieben waren. Mein Stürmann steht mit dem Ruder neben mir und sieht das Land, während ich mit der Karte in der Hand abloten lasse. Da fahr' ich plötzlich zusammen, denn der Stürmann hat ein ganz erschrockenes Hall-

ausgestoßen. Ich sehe, wie er das Glas fest aufs Wasser gerichtet hält, und als ich neugierig der Richtung nachstarrte, da werde ich auch, so kaum ein fünfzig Knoten ab Backbord, etwas Dunkles gewahr, das dort auf den Wellen tanzt. Ich lasse flugs beidrehen und das Boot klar machen — glücklicherweise war das in der Hölle nicht mit zum Teufel gegangen! Ich selbst mit zwei Mann hinein und auf das dunkle Etwas los, was die Riemen halten wollen. Und als wir näher kommen, hören wir ein schwaches Wimmern, wie von einem kleinen Kinde. Und als wir endlich am Orte sind, da sehen wir einen großen, vierkantigen Kasten von Mahagoni, darauf sitzt ein Kind, mit einem dünnen Tau festgebunden; und an den Kasten klammert sich ein Weib, von einem Kortgürtel über Wasser gehalten; ihr langes, schwarzes Haar fließt hinter ihr auf den Wellen, und sie stößt mit ihrer letzten Kraft mit den Füßen aus — sie wollte so den Kasten mit dem Kinde der Kiste zusteuern — das arme Weib! Und als wir mit einem lauten Hurra die Riemen einziehen und die Frau an den Kleidern und Armen zu uns hereinheben wollen, da stößt sie einen Schrei aus, so gellend, so markdurchdringend, wie ich nie im Leben wieder einen Menschen habe schreien hören. Und gleich darauf verlor sie die Besinnung und lag wie eine Tote lang ausgestreckt am Boden. — O, ich kann Ihnen sagen, sie war schön! So schlank und fein, und so bleich! Dann holten wir das Kind ein und nahmen den Mahagonikasten ins Schlepptau, denn wir dachten, da müßten sicher wertvolle Dinge, oder zum wenigsten die Schiffspapiere drin sein, so daß wir erfahren könnten, wen wir da aufgesucht hätten. Das Kindchen zogen wir aus und rieben es ab. Es war ein Mädchen von etwa zwei Jahren. Wir brachten es dazu, daß es all das Seewasser wieder von sich geben mußte, das es geschluckt hatte. Und dann wickelte ich es in meine dicke Flanelljacke ein und hielt es auf meinem Schoße beim Steuern. Da schlief's dann bald fest ein. Als wir wieder glücklich an Bord sind und die beiden Geretteten ins Bett gepackt haben, da holen wir auch den merkwürdigen Kasten ein. Na, Sie können sich denken, daß wir nicht übel erstaunt waren, als wir da ein Ding mit vier Beinen herausziehen und dann entdecken, daß das ein altes Tafelförmiges von Gade in Kjöbenhavn vorstellt! Von Papieren oder sonst irgend was, das einem über die Eigentümer hätte Auskunft geben können, war drum und dran nichts zu finden. Na, meine Jungens lachten nicht wenig über den Fang, den sie gethan hatten! Wir ließen das Ding ordentlich auslaufen und abtropfen, und dann trocknete ich selber mit einem Taschentuch die Saiten und die Mechanik ganz sorgfältig ab, und so — so hat es sich bis heute ganz wacker gehalten, das alte seetüchtige Klavier.“

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wenn Könige morden und Völker Lebens schaffen!

Ein geirrankter Proletarier, der im Wahnsinn mordet, wird viermal zum Tode verurteilt und geköpft, nachdem man ihm die kranke Hälfte des Gehirns herausgeschnitten und ihm so geistige Gesundheit wieder hergestellt hat.

Ein Prinz, der mordet, wird vom Tode zum Zuchthaus, vom Zuchthaus zum Gefängnis begnadigt. Das Gefängnis wandelt sich ihm in ein Sanatorium; geheilt geht er wieder nach Afrika und mordet aufs neue.

Ein König, der seinen Vorgänger mordet, damit er die Krone gewinnt, ist ein Erlöser des Vaterlandes. Sein Sohn heiratet in die mächtigste und älteste Dynastie Europas hinein und erläßt ein Gesetz, daß jeder, der eine einheimische oder fremde Majestät beleidigt, mit dem Tode bestraft wird.

Telegramme aus Belgrad: „Das Offiziercorps drang nachts in den Konak, streckte den König und die Königin nieder, warf die noch Lebenden aus dem Fenster, daß sie mit zerschmetterten Schädeln unten liegen blieben. Dann machten die Offiziere, die sich die Aufgabe gesetzt hatten, die Ehre der Armee wieder herzustellen, alle andern männlichen und weiblichen Personen, die sich im Schlosse befanden, nieder. Darauf verließen sie unter dem Jubel der Bevölkerung den Konak. Alle Kirchenglocken läuten. Die Geistlichen sprechen ihren Segen. Das abgethane Königspaar wird in ungeheurer Erde auf dem Leichenacker der Hingerichteten verscharrt. Die Offiziere, die die That ausführten, werden zu Generälen befördert und erhalten von fremden Fürsten zahlreiche Ordensauszeichnungen. Der neue König, der von der Schweiz aus den Abbruch des Hauses Obrenowitsch geleitet, wird von sämtlichen Staatsoberhäuptern beglückwünscht.“

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: „Der für das so schnell verstorbene Königspaar immerhin peinliche Zwischenfall wird an hiesigen maßgebenden Stellen lediglich als innere Angelegenheit Serbiens betrachtet. Andererseits gilt die getroffene Lösung auch in Bezug auf die internationalen Verhältnisse als eine sehr glückliche. Die große Energie, welche die neue Regierung und der jetzige König in der Beseitigung unhaltbarer Zustände bewiesen hat, lassen für die Zukunft das Beste hoffen. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Serbien und Deutschland, welche Fürsten, Regierungen und Völker seit jeher verbinden, sind durch den Umschwung der Dinge nur noch vertieft und gefestigt worden.“

An der Berliner Börse sind die serbischen Staatspapiere rapid gestiegen. Die neue serbische Anleihe ist allein in Berlin voll gezeichnet.

Der Hof hat anlässlich des Ablebens Seiner Majestät des Königs Alexander von Serbien und Ihrer Majestät der Königin Draga Trauer auf vier Wochen angelegt, die aber durch die Einsetzung Seiner Majestät des Königs Peter als Kompensiert mit dem Tage des Inkrastretens aufgehoben wird.

Berliner Stadtverordneten-Versammlung.
Stadtv. Hugo Sachs (freisinnig): ... Und so bitte ich Sie denn, die geforderten 50 000 Mark zu bewilligen. Wir wollen eine einfache aber geschmackvolle Ausschmückung der Residenzstadt, wie es sich für ein aufrechtes und charakterfestes Bürgertum geziemt. Seine Majestät, der König Peter von Serbien, kommt als Gast in unsere Stadt. Sowohl die Pflichten der Höflichkeit wie die Rücksichten auf die internationale Lage veranlassen uns — ich meine dabei natürlich nur die monarchisch gesinnten Mitglieder dieser hohen Versammlung (Stürmischer Beifall) — den uns so intim befreundeten Fürsten geziemt zu empfangen.

Stadtv. Singer: Seit wann empfängt man Mörder mit Ehrenporten? (Großer Lärm. Singer versucht vergebens weiter zu reden. Zwischenrufe: Pfu! Republikaner! Verleumder! Umstürzler! Schluß, Schluß!)

Der Vorsteher Langerhans: Mit bebender Entrüstung habe ich die Schmähung gehört, die der Vorredner gegen einen befreundeten Monarchen gerichtet hat. Meine Herren! Ich glaube, Ihren Empfindungen zu entsprechen, wenn ich hier feierlich bekunde, daß hier in diesem Hause niemand ist, mit Ausnahme jener (zu den Socialdemokraten) Herren, der nicht voll und ganz monarchisch gesinnt ist und in alter und jüher Treue sowohl an unserm wie auch an allen andern angekannten Fürstenthümern hängt. Wäre das anders, so bedeutete das die Zerstörung aller Kultur. In diesem Sinne rufe ich den Stadtverordneten Singer zur Ordnung und entziehe ihm zugleich das Wort. (Lofender Beifall.)

Die 50 000 Mark werden auf Antrag des Stadtv. Sachs verdoppelt und dann gegen die Stimmen der Socialdemokraten angenommen.

Am Brandenburger Thor. „Und so heiße ich denn Ew. Majestät im Namen der Stadt Berlin herzlich willkommen. In dieser schweren Zeit, da alles wankt, da der Umsturz selbst an den Thronen nagt, ist nur eine Gewähr für die Erhaltung der Kultur und der Stärkung des monarchischen Gedankens, daß Eure Majestät mit überragender Weisheit, tiefem Gottvertrauen und entsagender Hingebung Ihr treues Volk zu regieren allergnädigst geruhen.“

Im Schauspielhause wird ein von Major Lauff gedichtetes Festspiel: „Eine Nacht im Konak“ aufgeführt, in dem in ergreifender Weise gezeigt wird, wie die alte Königin Draga, im Gefühl ihrer Unwürdigkeit und Unfruchtbarkeit, auf den Knien Peter Karageorgiewitsch anfleht, doch die Königskrone anzunehmen und ein junges Königsgeschlecht zu zeugen. Peter sträubt sich entschieden; er will seinen Freund Alexander nicht berauben. Erst als Alexander energisch erklärt, er würde sich umbringen, wenn Peter nicht König würde, entschließt sich Peter dazu. Alexander und Draga sinken bei bengalischer Beleuchtung auf die Kniee und lassen weinend den Saum Peters, den sie bitten, er möge ihnen erlauben, ihm Knecht und Magd zu sein. Aus den Wolken senkt sich ein schwarzer Adler herab ...

Am 16. Juni 19 ... Das Schlussergebnis der Reichstagswahlen ist: für die Sozialdemokratie wurden 5 1/2 Millionen Stimmen abgegeben und 200 Mandate erobert.

Die „Nordd. Allgemeine Zeitung“ schreibt: „Das teure Vaterland hat den Tag der tiefsten Schande erlebt. Mit brennender Schamröte auf den Wangen, schreiben wir diese furchtbaren Ziffern nieder. Dieses Ergebnis bedeutet intellektuellen Königsmord, es ist der Umsturz der heiligsten Güter. Eine Freveltthat ist geschehen, unerhört und grauenvoll. Jetzt gilt es den Kampf auf Tod und Leben mit der vaterlandslosen Verbrecherbande. Nieder mit dem Wahlrecht! Auf die Schanzen! Der Bestie muß der Raum angelegt werden. Bereits spricht man davon, daß die sozialdemokratische Mehrheit beabsichtige, den Getreidezoll, der jetzt nur 150 M. für die Tonne beträgt, auf 100 M. herabzusetzen. Bereits hören wir, daß die Volksschullehrer-Gehälter verdoppelt und die Staatsunterstützungen für den Adel beseitigt werden sollen. Auch will man, um das Maß der unsäglichen Greuel zu häufen, den Achtstundentag, diese Erfindung von Faulkneuzern und Schnapsbrüderern, die volle Pressefreiheit — eine Prämie gemeiner Gefinnung — und die Verantwortlichkeit der Minister einführen. Das

darf nie und nimmer geschehen! Noch können wir auf unser herrliches Heer zählen, und das verbündete Serbien wird uns in unserem schweren Kampf helfen. Tod den Zerstörern der christlichen Kultur!"

Telegramme aus Amsterdam: Um ihr Koalitionsrecht wieder zu gewinnen, haben alle Eisenbahngestellten die Arbeit eingestellt. Der ganze Eisenbahnverkehr ruht.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: „Diese den ganzen Bestand der menschlichen Gesellschaft bedrohende Revolution ist keine interne Angelegenheit Hollands, sondern trifft in das Herz aller Kulturstaaten. Deshalb ist der deutsche Gesandte im Haag angewiesen worden, das Ultimatum zu stellen: Entweder treibt die holländische Regierung die revoltierenden Eisenbahnbediensteten mit Kanonen zur Arbeit, oder die Vierbundesstaaten (Deutschland, Oesterreich, Italien und Serbien) sehen sich genötigt, die schleifenden Zügel der holländischen Regierung zu übernehmen.“

Aus Brüssel wird gemeldet: „Alsdann empfing Vanderbelde den König Leopold. Vanderbelde erklärte dem Fürsten im Namen der überwältigenden Mehrheit des Volkes, daß es seiner Regierung überdrüssig wäre. König Leopold erwiderte, er sehe das ein, allein seine finanziellen Verhältnisse erlaubten ihm nicht, auf seinen Posten zu verzichten. Vanderbelde bot ihm darauf eine jährliche Abfindung von 5 Millionen Francs. Der König beteuerte, daß er dabei nicht bestehen könnte und einen zu großen Verlust bei dem Verzicht auf den Thron erleiden würde. Nach weiteren Verhandlungen verständigte man sich schließlich auf 15 Millionen. Sofort unterzeichnete König Leopold gegen den Empfang einer Rentenverschreibung die Abdankungsurkunde für sich und seine Familie. Um 4 Uhr nachmittags wurde unter dem Jubel der Bevölkerung die sociale Republik ausgerufen.“

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitg.“ schreibt: „Eine unerhörte Schreckenskunde kommt aus Brüssel. Die Menschheit ist in die Barbarei zurückgekehrt. Die sociale Republik wurde verkündet. Christliche Humanität und monarchische Zucht wurden so grausam mit Füßen getreten, daß nicht einmal ein Blutstropfen bei dem Umsturz aller Ordnung geflossen ist. Europa kann nicht dulden, daß der Pöbel die Grundlagen unsrer Kultur zertrümmert. Soeben hat der Vierbund die Mobilmachung erklärt. Deutsche, östreichische, italienische, serbische Truppen marschieren auf dem kürzesten Wege nach Brüssel!“

Telegramm: Die vereinigten Truppen schossen Brüssel in Trümmer. 100 000 Tote. Alle Häuser sind zerstört. Die Ordnung ist wiederhergestellt. — J o o.

Berliner Seceffion.

III.

Als Ersatz für die Mitglieder der Münchener Seceffion, die sich bekanntlich von ihren Berliner Kollegen getrennt haben, hat man die Künstler des Münchener Kunstvereins „Scholle“ herangezogen. Ihre Arbeiten sind in einem Saale vereinigt. So drängt sich eine gewisse Gemeinsamkeit ihres künstlerischen Charakters um so stärker auf. Es ist eine dekorative Art, die mit großen, bestimmt umrissenen Flächen und wenigen stark ausgesprochenen Farben arbeitet. Die Bilder wirken flach, es fehlt ihnen in der Darstellung der Körper die körperliche Wirkung. Man hat etwa vor einem Bild auf ein schneebedecktes Gebirge nicht die Empfindung, daß einem gewaltige Felsmassen entgegenstehen, sondern es bleibt, um es kraß auszu- drücken, das Gefühl, daß man vor einer bemalten Leinwand steht, die mit einem Stod zu durchstoßen eine Kleinigkeit wäre. Nur Robert Weise macht darin eine Ausnahme. In seinem ent- zückenden Kinderbildnis steht das kleine Mädchen voll und rund im Wilde gegen den Hügel, der in seiner sanften Hebung kräftig heraus- gearbeitet ist; die Farbe ist bei ihm feiner und nuancenreicher und giebt mehr Modellierung als bei den andern. Originell ist die Wahl des Standpunktes, bei dem man auf das Kind herabsteht, wie diesen Künstlern überhaupt die Vorliebe für eine Besonderheit des Bild- ausschnitts eigentümlich ist. Bei dem großen Bilde von Fritz Erler „Grauer Tag“, das eine Dame auf einem Söller gegen den freien Himmel sitzend zeigt, verflüchtigt sich dagegen die Wirkung in der grellen und bizarren Farbengebung fast zum Coullissenhaften, während die kleineren Arbeiten, zwei Porträts, den großzügigen, wenn auch etwas leeren Charakter seiner Kunst vorteilhafter zeigen. Weniger anspruchsvoll ist Erich Erler-Samadens, dessen „Winternacht“ ein im Schnee vergrabenes Häuschen im hellen Mond- schein darstellt und in dem bläulichen Ton trotz der Glätte fein wirkt. Sein andres Bild, der „Garten einer alten Dame“, ist frischer in den Farben und hat etwas Karikaturhaftes, das allerdings dem Motiv zu entsprechen scheint. Walter Georgi ist unter diesen Künstlern durch seine Steindruckblätter am bekanntesten geworden. Eine Spur vom dem Charakter der Lithographien haftet auch seinen im Format sehr groß gehaltenen Bildern an. Sie sind auf starke Kontraste gestellt, und auch in den Motiven haben sie ein wenig von der Illustration. Sein Bild „Abendsonne“ zeigt dies sehr deutlich. Es stellt einen Buchenwald dar, in dem vor dem vordersten Baum- stamm eine nackte Frauengefalt steht. Es genügt ihm nun nicht, das dämmerige Waldinnere zu zeigen, in das noch einzelne rotgoldene

Strahlen der Abendsonne fallen, und zu schildern, wie einer dieser Strahlen über den nackten Körper huscht, er muß es auch auffällig machen und darstellen, wie die junge Dame den Arm ausstreckt und sich selber an diesem Spiel der Sonnenstrahlen auf ihrer Haut er- freut. Dieser Zug scheint bezeichnend für seine ganze Kunst; sie hat bei aller Tüchtigkeit etwas Aufdringliches und Effektvolles auch in ihren künstlerischen Mitteln.

Unter den übrigen Münchenern interessiert immer mehr Karl Strachtmann, dessen seltsame stilisierende Art zwar mit dem, was die Berliner Impressionisten erstreben, sehr wenig zu thun hat, der sich aber doch durchzusetzen wußte. Es ist merkwürdig, wie sich aus seinen Bildern, die sich aus kleinsten und minutiös gezeichneten Teilchen zusammensetzen, immer ein großer Gesamteindruck ergibt. In der Nähe betrachtet, scheinen seine Bilder nur ein Gebirge kleiner ornamentaler Formen zu bieten; aber diese sind zu großen Gruppen zusammengefaßt und werden von einzelnen durchgehenden Zügen be- herrscht. In seiner „Kleopatra“ hebt sich aus dem dunklen Grunde hellglühend der nackte liegende Körper um so stärker heraus, als in diesem eigentlich nur die eine große Kurve der oberen Hüften- und Beinlinie spricht. Auch der Kopf der mit der Schlange spielenden Duhlerin ist sehr interessant gezeichnet. Und zu diesem einen Haupt- ton erklingt ein ganzes Orchester von Farbentönen, deren schwere, schwüle Pracht für das Motiv sehr charakteristisch ist. Ein Bild von etwas andrer Art ist „Wassitanten im Schneegebirge“. Es wirkt naturalistischer und beschränkt sich in der Stilisierung fast auf die gleichmäßige Verteilung der Schneeflocken über die ganze Fläche; aber die Zeichnung der verummten Gestalten, die da anscheinend gleich- mütig bei dem Unwetter über die Landstraße hintrotten, hat etwas Groteskes und Komisches, und doch liegt über dem Ganzen eine ge- wisse Behmut, die ein starkes Mitgefühl mit dem Lose dieser unter- weniger beschwerlichen Umständen gewiß sehr „lustigen Brüder“ auf- kommen läßt.

Zu den Künstlern des Auslandes sind später noch eine kleine Zahl von russischen Malern hinzugekommen. Bei uns ist bisher wenig bekannt geworden von der jungen russischen Kunst; die wenigen Proben lassen jedoch sogleich erkennen, daß auch bei ihnen die moderne Bewegung in der Malerei Wurzel gefaßt hat. Es erscheint zwar mißlich, aus einem so kleinen Material allgemeine Beobachtungen schöpfen zu wollen; aber man hat den Eindruck, als ob sich bei den jungen Russen eine nationale Besonderheit geltend mache, die ihrer Malerei eine eigenartige Stellung giebt. In den wenigen Beispielen erscheinen allerdings gleich zwei verschiedene Strömungen, von denen die eine schon in ihren Motiven stärker in dem nationalen Leben und auf dem heimischen Boden wurzelt, während die andre raffiniert modern und fast hyperästhetisch ist. Ein merkwürdiger künstlerischer Charakterzug scheint aber allen gemeinsam, eine eigentümlich un- plastische Art zu sehen, ein geringer Sinn für räumliche Tiefen- entwicklung. Man nehme eine freie Landschaft oder ein Porträt: es ist, als hätten sie nur die beiden Dimensionen der Breite und Höhe und gingen gar nicht in Tiefe, und die Körper wirken nicht rund, sondern flach. Auch eine gewisse Schwere der Farbe und die Vor- liebe für trübe Töne selbst in farbenreichen Kompositionen fallen auf.

Ein großes temperamentvolles Bild von J. Maljabin „Das Lachen“, das allein der Ausstellung von Anfang an angehörte, erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Eine Anzahl kräftiger Weiber in leuchtend roten Gewändern wollen sich fast ausschütten vor Lachen über irgend etwas, was außerhalb der Scene vor sich geht. Die Haltung der einzelnen und der Ausdruck auf den Gesichtern ist mit einer derben Kraft sehr charakteristisch gegeben; aber das Bild ist wie „mit dem Wesenstiel gemalt“ und überschreitet in seiner in allen Einzelheiten flüchtig skizzierten Art wohl die Grenzen, die bei einem so großen Format möglich sind. Aus mehreren andern Bildern spricht eine wilde Phantastik, es klingen Motive aus fernem, sagenhaften Zeiten an. Nur schwer findet man sich in eine „Phantastie“ von Wrubel hinein, die aber doch eine düstere an- ziehende Stimmung hat. Schwere blaugraue Abendhimmeln senken sich über die kahle Steppe im Hintergrunde, während vorn aus dichtem distelartigem Gestrüpp purpurne große Blüten im leuchten Sonnenschein aufleuchten. Aus dem Gestrüpp redt sich ein seltsam zottiger Geselle mit wildem bärtigem Gesicht auf, eine Art Naturgott und Ver- körperung der Steppe, vor dessen Erscheinung selbst die wilden Pferde hinten zusammenschauern. Ähnliche Stimmungen sucht Noehrich in seinen Bildern „Göhen“ und „Alt-Rußland“ zu gestalten. Auf einem von spitzen Balisaden eingezäunten Platz erbeben sich hohe, grotesk geformte Göhenbilder, Schädel von Opfertieren bleichen auf den Pfählen in der Sonne. Dahinter geht der Blick auf das Thal eines Flusses, über den eine lange Reihe Schiffe mit blutroten Segeln zieht, und grünes Hügeland. Die Städte hat wirklich etwas von dem geheimnisvollen Zauber und der wilden Romantik, die mit dem Motiv in unsrer Vorstellung verknüpft sind. Auch das Bild „Alt- Rußland“, das eine alte Schiffsbaustätte zeigt, ist in der frischen Farbengebung sehr reizvoll; aber die erwähnte Unklarheit in der räumlichen Gliederung wirkt hier bereits störend. Ein echtes Ma- talent, dem der freie sichere Strich und eine volle Farbigeit die größte Freude machen, ist Seroff; er bethätigt sich mit demselben Erfolg in der Darstellung eines Bauernhofes mit einer melkenden Kuhmagd, wie in dem Bildnis einer vornehmen Dame, das mit äußerstem Raf- finement arrangiert ist und nur ein wenig zu überladen erscheint, um mit dem „Chic“ der Pariser Damenmaler konkurrieren zu können. Die andre Seite der russischen Malerei vertritt Somoff mit einem „Abend“ betitelten Bilde. Eine Scene aus dem Leben der

„Précieuses ridicules“ aus dem 18. Jahrhundert, in der ganzen Auffassung und Darstellung in der That ein Stück Kulturgeschichte. Zwei Dämchen in buntem Reifrocken und turmhohen Frisuren, über und über mit Schmuck behängt, und ein junger Fant in entsprechend farbigem Gewande bewegen sich in einem grazios stilisierten Laubengange und zwischen würfelförmig zugefügten Heden. Die affektierte Grazie der Gesellschaft ist vorzüglich zum Ausdruck gebracht und das Ganze in einem feinen grünen Grundton gehalten, der sehr gut zu der Stimmung paßt.

Wenig ist diesmal von der Plastik zu sagen. Das ganze Interesse konzentriert sich auf zwei kühne Impressionen von Auguste Rodin, von denen die prachtvolle Gruppe „Mond und Erde“ mit den aus dem Stein hervorwachsenden Leibern an dieser Stelle schon gelegentlich einer früheren Ausstellung besprochen wurde. Die andre Arbeit „Die Hand Gottes“ zeigt eine mächtige Hand, die einen Steinloß hält, aus der sich die Leiber der ersten Menschen herausarbeiten; wieder ist das Losringen vom Stein, das Erwachen zum Leben mit jener genialen Kunst dargestellt, die den Franzosen weit über alle zeitgenössischen Bildhauer erhebt. Weiter erregen ein paar ausgezeichnete Büsten von Oppler Aufmerksamkeit. August Baul hat ein paar seiner drolligen kleinen Tierplastiken gesandt, Friedrich einen graziosen Zimmerbrunnen, Max Kruse einen „Porträtakt“ einer modernen jungen Dame, Cauer eine im Geiste Hildebrands gedachte, aber recht langweilig geratene weibliche Figur. Von Fritz Klimsch wird eine „Salome“ viel besprochen; sie ist gewiß auch eine tüchtige Arbeit, aber es scheint nicht, daß mit dieser in jeder Beziehung zugefügten Auffassung und Gestaltung dem Motiv eine interessante neue Seite abgewonnen wäre. — —hl.

Kleines feuilleton.

— Teifen. Dieser Tage sah ich droben im Gebirge. Unter uralten Kastanien, deren Blütenkerzen ihre Flocken niedergehen liegen in ewigem Geriesel. Vor mir schier mannshohes Gras, durchsticht von den roten, wie geschliffen erscheinenden Blüten der Beckenelle. Drüben, keine zwanzig Schritte, das Jagdschloß. Nicht hoch, aber breit ausladend, gefälliges Barock, wie graue Seide glänzt das mächtige, faserige Schindeldach. Die Augen des Gebäudes sind geschlossen, Brettel-Faloufen decken alle Fenster. Auch die steinerne Diana an der Front scheint zu schlafen; im Nacken hat sie Moos angelegt, wie ein alter Karpfen. Und um das Ganze, im Kreise, Lohse, ernste Fichten, die jeden Wind abfangen. Kein Laut. Woll liegt die Mittagssonne auf der märchenschönen Waldblöße.

Nach einer Weile setzt sich die Frau des Hegers zu mir. Sie ist von rechts gekommen, ihr Häuschen vertritt sich fast unter das Stangenholz. Wir reden halblaut, als wollten wir nicht die Stille stören. Das Jagdschloß und aller Wald, Stunden im Umkreis, gehört einem Grafen. Er lebt auf einem andern Güter, weiter unten im Süden. Die Herrschaft ist fideikommiss. Ihr Mann ist schon zwanzig Jahre auf seiner Stelle, aber noch nie war jemand im Schloße. Aber bereitgehalten müsse alles auf die Stunde werden; Bilder seien darin und Trophäen und alte, ganz komische Möbel. . . Nein, ansehen dürfe das niemand. Ihr Mann würde sein Brot verlieren.

Wie es ihr gehe? Das Leben hätte man. Die Kinder gingen drunten in die Fabrik. Seit ein paar Jahren hätten sie im Sommer den Bierausschank. Aber sie dürften nicht zu viel verdienen; deshalb gäbe es auch nichts als Butter und Brot. . . „Haben Sie sich den Wald angesehen? . . . Ueber die Hälfte schlagbar, sagt mein Mann. Seit Jahren wird fast nichts verkauft als Bruch. . .“

Am Waldsaum arbeitete eine rüstige Vierzigerin auf einem Aederlein. Das Ding lag voller Steine, von etwas Grünem keine Spur. Ich mußte unwillkürlich lachen.

„Was thun Sie dem da?“

„Na—a, Kartoffel hader thue ich.“

„Aber man sieht ja keine Kartoffel!“

„Die steden schon drin. . . In der Erd' drin steden sie. . . Seit zwei Tagen juden mich meine Hühneraugen. . . da muß es Regen geben. Nächste Boch' geht in der Fabrik die Naderer wieder los, da muß ich fertig sein, wenn ich was verdienen will. . .“

Ich schlug den Stock auf einen Stein, daß es klorrte.

Drüben zweitausend Sektar Wald, jeder Stamm schier ein kleines Vermögen; ein steiniges Aederlein hier, das jeder Regenguß wegschwappen kann — oh, sie haben es verstanden, damals, das Teifen! . . . Socialdemokrat war keiner darunter. —

Völkerrunde.

en. Antilopen- und Schlangenvorsteher. Bei den im äußersten Westen der Vereinigten Staaten hausenden Hopi-Indianern findet in jedem Jahre eine Art religiöser Feste statt, die sicherlich auf der Erde nicht ihresgleichen haben. Sie sind eigenartig ebenso wegen des in ihnen ausgedrückten Aberglaubens, wie wegen eines naturwissenschaftlich merkwürdigen Punktes, nämlich der großer Vertrautheit dieser Indianer mit den gefährlichsten Giftschlangen. Um diese religiösen Einrichtungen und Bethätigungen einigermaßen zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, unter

welchen natürlichen Verhältnissen jene Indianer in ihrem Lande leben. Sie nähren sich fast ausschließlich von Pflanzenstoffen und sind deshalb mit ihrem Unterhalt im äußersten Grade vom Regenfall abhängig, da eine Dürre unfehlbar zugleich eine Hungersnot für sie bedeutet. Aus diesem Grunde ist der „Zauber“ der Regenwolke für sie der höchste und, dieser Gottheit ihren Segen abzurufen, das Ziel ihrer religiösen Bestrebungen und Formeln. Es besteht unter den Hopi-Indianern zu diesem Zweck eine Reihe von Gesellschaften, man könnte sagen: Logen, die geradezu die Aufgabe haben, durch fortgesetzte Ceremonien die „Regengötter in den vier Vierteln der Welt“, die, wie es in der Indianersage heißt, unter dem Einfluß der „großen gefiederten Schlange“ stehen, so ist es aus diesem Grunde wie aus andern begreiflich, daß die Schlangen bei den gottesdienstlichen Verrichtungen eine große Rolle spielen. Die hauptsächlich in Betracht kommenden Gesellschaften sind die der Antilopen- und Schlangenvorsteher, die alljährlich zu einer neun Tage währenden religiösen Feier zusammenkommen. Was in diesen neun Tagen geschieht, ist höchst wunderbar für unser Empfinden und besonders wegen der Mitwirkung lebender Giftschlangen merkwürdig. In den ersten vier Tagen der Feier sind die Schlangenvorsteher damit beschäftigt, sich die nötigen Schlangen zu verschaffen, indem sie am ersten Tage die Gegend nach Norden, am zweiten nach Westen usw. durchstreifen. Dann bauen sie einen Altar und richten einen besonderen Festplatz her, veranstalten große Gesänge und eine Art von Theateraufführung, wobei der „Schlangenjüngling“ und die „Antilopenjungfrau“ eine besondere Bedeutung haben; auch ein großes Wettkennen findet unter den jungen Leuten statt. Erst der neunte Tag ist einer öffentlichen Schauvorstellung vor dem ganzen Volk gewidmet. Um die Mittagszeit werden die Schlangen, 60 bis 80 an der Zahl, und davon der vierte oder gar der dritte Teil Klapperschlangen, in einem großen Sack herbeigeschafft. Die Schlangenvorsteher beginnen ihre „Schlangennuten“ zu schwingen und zu aktübertieferten Gesängen den Takt zu schlagen. Der Hauptvorsteher fährt jetzt mit beiden Händen in den Sack, ergreift so viele Schlangen als möglich und wirft sie in ein großes Gefäß mit „Medizin“, wo alle Schlangen der Reihe nach gewaschen werden, um dann von nackten Kindern vorläufig in einen Winkel des Platzes zusammengetrieben zu werden, wo ihre jungen Wärter furchtlos mit ihnen spielen. Ist die Stunde für den Tanz gekommen, so werden die Schlangen wieder aufgesammelt, in einen Sack gepackt und wieder zum Platz gebracht. Was sich nun begiebt, ist das Auffallendste und für unsre Auffassung Unbegreiflichste an der ganzen Ceremonie. Der vorderste Schlangenvorsteher nimmt von einem neben dem Sack stehenden Priester eine Schlange entgegen, die er vier Zoll hinter dem Kopf mit den Rippen packt. Auf diesen „Schlangenträger“ folgt ein zweiter Priester, der Aufpasser genannt, der seinen Arm über die Schulter des ersten streckt und mit seiner Schlangennute darauf zu achten hat, den Schlangenkopf von dem Gesicht des Trägers fernzuhalten. Ein dritter hat dann die Aufgabe, die Schlange aufzunehmen, falls sie sich dem Munde des Trägers entwindet. Der vierte Priester nimmt dann wieder eine Schlange in den Mund, und so geht es die Reihe durch. Nach einigen Tänzen werden die Schlangen wieder fallen gelassen und neue geholt, bis sie sämtlich an der Ceremonie teilgenommen haben. Ist diese Feier beendet, so stürzen die Schlangenvorsteher auf die Schlangen zu, jeder packt mit beiden Händen in die lebendige Masse, faßt so viel Schlangen, als er greifen kann, und läuft damit fort, der eine nach Norden, der andre nach Westen usw.

Zugleich mit den Schlangen wird eine entsprechende Zahl von besonders gefertigten Schlangenspäßen niedergelegt, die den Zauber festhalten sollen. In diese Festtage schließen sich dann noch vier weitere, die hauptsächlich körperlichen Übungen und Kinderspielen gewidmet sind, wobei Preise ausgesetzt werden. Auch Kaninchenjagen werden in dieser Zeit häufig veranstaltet. Soweit es bisher bekannt ist, hat noch niemals ein Hopi-Indianer während dieser sonderbaren Bethätigung einen Schlangensiß erhalten oder ist gar an einem solchen gestorben. Es ist aber auch so gut wie sicher, daß nichts dazu geschieht, um den Schlangen ihre Gefährlichkeit zu nehmen, noch besitzen die Hopi irgend welches Gegengift gegen das Gift der Klapperschlange. Nur durch ihre Vorsicht scheinen sie der Gefahr auszuweichen, indem sie nie einen Versuch machen, eine Schlange in zusammengerolltem Zustande aufzunehmen. Findet ein Hopi-Indianer sie in einem solchen, so sucht er sie mit seiner Schlangennute erst dazu zu bewegen, sich aufzurollen, und wagt sich dann an sie heran. —

Humoristisches.

— Eine nette Gesellschaft. . . . Herr Maier, Sie sind ja nicht mehr Mitglied des Vereins! . . . Warum sind Sie denn ausgetreten?“

„Ach was — ausgetreten! Zuerst hat mich vom Verein jed's Mitglied an'pumpt, und wie ich nachher mein Geld hab' hab'n wollen, hab'n s' mich einfach ausg'schlossen!“ —

— Verfehlte Wirkung. Birt (einem Gaste erzählend): „Heut' Mittag hab'n s' bei uns g'rauft — so was hab'n s' no' net g'feh'n! Mei' Frau hat s' nimmer anders g'helfen g'wuht und hat ihna — damit s' aufhör'n soll'n — die heißen Knödel an die Köp' g'schmiss'n! . . . Aber jeyt' is's erst recht los 'ganga — jey' hab'n s' um d' Knödel g'rauft!“ —
(„Fliegende Blätter.“)